

Allgemeine Mode-Zeitung



Motto: Von dem Neuen das Neueste; von dem Guten das Beste.

Wöchentlich
erscheint
eine Nummer.

66. Jahrgang.

Preis jährlich:
ohne Stahlstiche 6 Thlr.
mit Stahlstichen 8 Thlr.

Bei Sturm und Nacht.

Novelle

von

August Schrader.

(Fortsetzung.)

„Hm, hm,“ murmelte Andreas, „was geht denn plötzlich in meinem Kopfe vor? Alles verrinnt wie Rauch. Ehe Martin kam war ich meiner Sache so gewiß, und nun will mir scheinen, daß ich der Gesoppte bin. Starke hat wohl Recht: wenn ich eine große Summe zu fordern habe, hole ich sie mir selbst und warte nicht zwanzig Jahre. Bei meiner Seele, ich habe einen seltsamen Auftrag angenommen. Zehntausend Thaler... Rentier... Martin will mir einen Dienst leisten... die Sache werde ich mir doch beschlafen.“

Andreas holte das Taschenbuch hervor und prüfte den Inhalt desselben.

„Alles in bester Ordnung, von dem Gerichte bescheinigt... Aber die Forderung ist verjährt! Ich kann doch wohl noch ein Geschäft machen. So will ich der armen Marie wenigstens die zehntausend Thaler retten...“

Unverständliche Worte murmelnd schloß er das Buch. Dann legte er es hinter die Mabafter-Uhr über dem Sopha.

„Es ist so besser! Nun zu Bett!“

Der Offizier hatte genau beobachtet.

„Das leidige Geld wird auch diesen Alten zum Betrüger machen!“ dachte er. „Ich Sorge dafür, daß er ein ehrlicher Mann bleibe.“

Der Herbststurm heulte immer noch fort. Das Brausen kam dem Lauscher zu statten; er konnte sich unbemerkt in die Tiefe des Altovens zurückziehen. Der Einnehmer, der langsam das Terrain recognoscirt hatte, legte sich in das erste Bett und löschte dann die Kerze aus, die er auf den Stuhl gesetzt hatte. Fünf Minuten später kündigte eine laute Respiration an, daß der wackere Alte im festen Schlafe lag. Jetzt war für Ludwig der Augenblick gekommen zu handeln. Er hielt es für keinen Raub, das Taschenbuch zu nehmen, um eine Schurkerei zu verhindern. Daß Starke durch List und Ueberredung sich die Documente verschaffen und den beschränkten Einnehmer gefügig machen würde, bezweifelte er nicht. Und Claudia, die er so innig liebte, war die Enkelin dieses verbrecherischen Menschen! Aus Rücksicht für sie wollte er die Angelegenheit nicht zum eclat bringen. So geräuschlos als möglich verließ er sein Versteck; da er sich die Stellung der Möbel genau gemerkt hatte, erreichte er das Sopha und im nächsten Augenblicke hatte er sich des Taschenbuchs bemächtigt, das Andreas vor seinem Jugendfreunde hatte sichern wollen. Die Thür war nicht verschlossen; unter dem Schutze des Sturmes erreichte Ludwig die Hausflur. Sie war völlig dunkel. Wohin sollte er sich nun wenden? Ueberlegend sah er um sich. Da hörte er Stimmen auf der Treppe, deren Thür angelehnt war.

„Wohin, Großvater?“ fragte Claudia, und ihre Stimme zitterte vor Schrecken.

„Nachsehen, ob Alles verschlossen ist. Auf den Gottlieb kann man sich nicht mehr verlassen.“

„Es ist kalt, bleibe doch in Deinem Zimmer. Du bist ja krank . . .“

„Jetzt nicht mehr. Die Sorge um das Haus läßt mir keine Ruhe.“

„So werde ich nachsehen.“

„Nein, o nein!“

„Auf mich kannst Du Dich verlassen.“

„Die Gartenthür wird gewiß wieder offen geblieben sein.“

„Ich werde sie verschließen.“

Die Einwendungen, die der Alte noch machte, besiegte Claudia. Ein Geräusch deutete an, daß er sich zurückzog. Ludwig lehnte an dem eichenen Treppengeländer. Er horchte, ob die Geliebte kommen würde. Und sie kam mit Licht die Treppe herab, sie mußte es ja, da sie dem Großvater versprochen hatte, das Haus nachzusehen. Leise knarrend öffnete sich die angelegte Thür. Claudia stieg vorsichtig die letzten Stufen herab. Dann hielt sie das Licht und sah durch den Raum. Ihr Blick traf den Offizier, der ganz leise flüsterte:

„Erschrecken Sie nicht!“

Und Claudia konnte wirklich den Schrei unterdrücken, der sich ihren Lippen entwinden wollte.

„Sie, Sie, mein Herr!“ stammelte sie.

„Ich bin bis jetzt der Gefangene des alten Gottlieb gewesen.“

„Dachte ich es mir doch!“

Er küßte ihr die Hand zum ersten Male . . . und sie duldete es.

„Claudia,“ seufzte er dann, „wir haben uns so lange nicht gesehen!“

Eine Purpurröthe überflamnte ihr zartes Madonnengeſicht.

„Mir bleibt nur wenig Zeit; der Großvater erwartet Bericht . . .“

„Darum will ich Ihnen kurz bekennen, daß ich die Anwesenheit meines Vaters nur als Vorwand benutzt habe, um in Ihre Nähe zu kommen. Der Oberförster Freiberg ist mein Vater. Ich habe nicht gewußt, daß er Herrn Starke kennt . . . Sie erschrecken, Claudia? Hat mein Vater, der unter der rauhen Hülle ein gutes Herz birgt, eine Unvorsichtigkeit begangen? Waltet zwischen den beiden alten Herrn ein Zerwürfniß ob? Wir, die Kinder, werden es beseitigen . . . Claudia,

wir müssen uns täglich sehen und sprechen . . . ich habe Ihnen wichtige Mittheilungen zu machen . . .“

Das reizende Mädchen zitterte wie ein Blatt im Winde.

„Mein Herr, ich glaube, daß ich Ihnen werde vertrauen können . . .“

„Vertrauen Sie meiner Hochachtung, meiner . . . Liebe!“

Und er drückte zum zweiten Male ihre bebende Hand an seine Lippen.

Sie antwortete durch einen tiefen, vielsagenden Seufzer, ohne ihm die Hand zu entziehen.

„Claudia, bis jetzt hat uns der Zufall einander näher gebracht . . . darf ich wieder kommen?“

In unbeschreiblicher Verwirrung flüsterte sie:

„Ja!“

„Nun öffnen Sie mir die Thür!“ rief er hingegriffen.

„Kommen Sie morgen.“

„Bestimmen Sie die Stunde . . .“

„Ihr Vater darf nicht abreisen; sprechen Sie morgen mit ihm.“

„Ich komme!“

„Es ist Manches aufzuklären!“

„Ich stehe Ihnen als Mann von Ehre zur Seite.“

„Und ich werde Ihnen dafür danken durch die aufrichtigste . . .“

„D, sprechen Sie es doch aus, Claudia!“ bat er zitternd. „Es giebt der geheimnißvollen Fäden so viel, die uns umschlingen, daß ich wohl sagen kann, wir stehen uns näher als wir glauben.“

Sie erblaßte; Thränen traten ihr in die Augen.

„Ich habe stets an Sie gedacht!“ hauchte sie kaum hörbar. „Mir war immer, als ob Sie einen großen Einfluß auf mein Leben ausüben müßten.“

„Claudia, ich habe Ihnen ja längst angehört mit voller Seele!“

„Still, dort oben ist Geräusch!“

„Ich gehe! Morgen, Claudia, morgen . . . wir müssen uns aussprechen.“

Beide standen an der Thür.

Claudia schien ihre Lage vergessen zu haben, schien noch etwas sagen zu wollen. An das Geräusch, das sie vorhin gehört, dachte sie nicht mehr. Ihre langen feidigen Augenwimpern, in denen Thränen erglänzten, senkten sich, als der Offizier sie leidenschaftlich anblickte.

„Ich lebe nicht glücklich in diesem Hause!“ flüsterte sie mit einem Seufzer.

Dann senkte sie das Haupt.

Ihre einfache Bewegung, ihre Stellung und ihr thränenfeuchter Blick erzählten mit unvorsichtiger Naivität ihr ganzes Leben. Hätte sie nicht vertrauensvoll geliebt, sie würde sich beherrscht, würde geschwiegen haben. Ihre Worte gingen zum Herzen und durchbohrten es.

„Claudia, sind Sie durchaus abhängig von Herrn Starke?“

„Ich bin es.“

„Von ihm! Von ihm!“ rief der Offizier.

„Die junge Dame verstand den Ausdruck nicht, den Ludwig in diese Worte gelegt. Zitternd fügte sie hinzu:

„Er hat meine Zukunft schon festgestellt.“

„Der Geldmann speculirt! Vertrauen Sie mir, Claudia, und vereiteln die Speculation.“

Man hörte das Husten des Rentiers.

„Er darf Sie nicht sehen, sonst ist Alles verloren!“ Sie öffnete die Thür.

Ludwigs Lippen streiften ihre Wange; seine Hand hatte ihre elegante Taille berührt.

„Gute Nacht!“

Er schlüpfte hinaus.

„Gute Nacht!“ tönte es ihm nach wie ein Echo.

Der Wind schlug die Thür zu und löschte die Kerze aus. Claudia schob den Riegel vor. Dann eilte sie zurück.

„Was war das?“ rief ihr Martin Starke entgegen, der mit einem Lämpchen auf der Treppe stand.

„Was war das?“ wiederholte er ängstlich.

„Ich habe es mir gedacht!“

„Was? Was?“

„Gottlieb hatte vergessen die Thür zu verriegeln.“

„Aber die Thür ward zugeschlagen?“ inquirirte misstrauisch der Alte.

„Als ich das Schloß prüfte, kam ein Windstoß . . .“

„Du bist erschreckt!“

„Die Thür hätte mich fast zu Boden geworfen.“

„Und in Deinen Augen stehen Thränen . . .“

„Großvater, der Wind ist so rauh; ich bin leicht gekleidet . . .“

„Und doch bleibst Du zehn Minuten auf dem kalten Hausflur?“

„Ich habe alle Thüren sorgfältig nachgesehen!“

„Claudia, wenn Du mich betrügest!“ rief drohend der kleine Alte.

„Was vermutest Du denn?“

„Hast Du mit dem Fremden im Gastzimmer gesprochen?“

„Nein!“

„Bekenne die Wahrheit!“

„Ich schwöre es Dir zu, Großvater!“

„Du hast keinen Menschen gesehen und gesprochen?“

„Wer sollte wohl so spät noch in unserm Hause sein!“

„Gut, ich will Dir glauben.“

Beide stiegen die Treppe hinan.

„Das ist eine schreckliche Nacht!“ sagte der Rentier, zusammenschauernd. „Der Sturm läßt mir keine Ruhe.“

„Wenn nur Dein Uebel nicht zurückkehrt, Großvater. Ich bringe Dich zu Bett und will für Dich beten.“

„Bete, mein Kind, daß der Sturm vorübergehe! O, mein Kopf, er will zerspringen! Das muß anders werden; wir dürfen nicht mehr allein wohnen in dem großen Hause. Morgen schreibe ich an den Grafen.“

Claudia geleitete den Alten in das Zimmer. Dort warf er sich in den Lehnstuhl, rückte die Mütze tief in die Stirn, verbarg die gekreuzten Hände in den Ärmeln des Pelzes und sagte mild:

„Ich sinne Tag und Nacht auf Dein Glück. Die Pflicht gebietet mir, entscheidend zu handeln, denn mein letztes Stündlein ist nicht fern. Das Blut rollt kalt durch meine Ader . . . Was ich thun will, muß ich rasch thun. Bereite Dich vor, den Bräutigam zu empfangen. Die Gründe, die Du mir entgegengestellt, sind unhaltbar. Der Unterschied des Alters beeinträchtigt das Glück der Ehe nicht. Du wirst Gräfin, und eine Gräfin kann nicht unglücklich sein. Zitter doch nicht, Mädchen! Sieh, ich werde diesen Winter nicht überleben . . . Dann bist Du versorgt und kannst der Zukunft ruhig entgegensehen.“

„Großvater,“ bat Claudia, „gönne mir noch einen Monat Frist!“

„Liebst Du mich, mein Kind?“ fragte der reiche Mann mit dem Lächeln eines halbwahnsinnigen Menschen.

„Du weißt es ja.“

„Nein, Du liebst mich nicht!“ zischte er wie eine Schlange.

Und Basiliskenblicke entströmten seinen kleinen Augen.

Claudia stützte den Arm auf die hohe Lehne des Stuhles.

„Habe ich es an Aufmerksamkeit und Pflege fehlen lassen?“ fragte sie traurig.

„Laß es nun auch an Gehorsam nicht fehlen. Ich will ja nur Dein Bestes. Widerstrebst Du mir, so hast Du aufgehört meine Enkelin zu sein. Es ist hart,

Dir eine solche Wahl zu stellen; aber ich kann nicht anders. Nun gehe zu Bett, ich will beten!"

Claudia schwieg, küßte dem Alten die Hand und ging.

„Endlich wird sie gefügig!“ dachte lächelnd der Rentier. „Habe ich auch in dieser Sturmesnacht Glück wie immer, so bringe ich zwei wichtige Angelegenheiten zum ersehnten Abschlusse. Also dort, in dem einsamen Hause, haben die Papiere gesteckt, die so lange meine Besorgniß wach erhalten! Friederike hat uns doch getäuscht. . . Ob der einfältige Andreas auf den vorgeschlagenen Kauf eingeht?“

Er schlug sich mit der flachen Hand an die Stirn.

„Dummkopf, willst Du Dir neue Zweifel bereiten? Liegt es nicht in Deiner Macht, sofort Gewißheit zu erlangen und zehntausend Thaler zu sparen?“

Martin Starke saß eine halbe Stunde und lauschte auf das Toben des Sturmes, der nach Mitternacht an Heftigkeit zugenommen hatte.

„Nun schläft Alles. . . an's Werk!“

Er zündete eine kleine Blendlaterne an, die er im Bücherchränke aufbewahrte. Der eisgraue Sünder zitterte vor Frost. Vorsichtig verließ er das Zimmer, schlich über den Corridor, die Treppe hinab und öffnete die Thür der blauen Stube. Er streckte die Hand aus, die die Laterne trug. Der Gast lag im festen Schlafe. Träumend murmelte er die Worte: „Arme Frau, ich halte meinen Eid. . . kehre zurück in das Grab!“ Und Andreas fuhr heftig zusammen, richtete sich empor, starrte an die Decke, sank zurück und schlief fort. Martin hatte mit der Geschicklichkeit des Diebes seine Blendlaterne geschlossen.

„Halte Deinen Schwur, Narr!“ flüsterte er nach einer langen Pause.

Nun durchsuchte er die Kleider seines Gastes und den Mantelsack. Zornig leuchtete er am Boden hin; auch die Möbel durchsuchte er. „Nichts, nichts!“ zischte der Dieb. „Dieser argwöhnische Mensch kann noch schlafen! Wie beneide ich ihn!“ Mit großer Kühnheit durchsuchte er das Bett, betastete selbst die Brust des todtmüden Schlafers. Ein Hustenanfall trieb ihn fort. . . erschöpft bis zum Umsinken schleppte er sich nach seinem Zimmer. „Claudia verräth mich!“ stöhnte er. „Wehe Dir, Mädchen, wenn mein Verdacht begründet ist! Wäre meine Kraft nicht hin, ich hielte noch Gericht! Die Schuldige vernichte ich mit einem Federzuge!“ Er kroch in das niedere Bett und deckte sich zu. Aber die Eiderdunen erwärmten ihn nicht, der Frost machte seine Glieder beben. Später versank

er in jenen ruhelosen Halbschlummer, der mehr entkräftet als eine durchwachte Nacht.

Der Offizier saß um diese Zeit in seiner Wohnung, beschäftigt die Papiere des Taschenbuchs zu prüfen. Er fand sie, wie der Einnehmer sie bezeichnet hatte. Da er von der Vergangenheit seines Vaters nur wußte, daß er, der Oberförster, mit einer vornehmen Dame unglücklich verheirathet gewesen, daß diese Dame Jahre lang getrennt gelebt von ihrem Manne, dem damaligen Jägerhauptmann, der mehrere Feldzüge mitgemacht, und dann gestorben sei; daß der Oberförster sich zum zweiten Male verheirathet und daß er, Ludwig, aus der zweiten Ehe stamme, die kurz, aber glücklich gewesen. . . so konnte er eine erschöpfende Erklärung des Zusammenhangs der Dinge nicht finden. Soviel aber glaubte er annehmen zu dürfen: Friederike, die erste Gattin seines Vaters, die in dem Trauscheine genannt, sei in dem Chaussee Hause gestorben.

„Ich verhindere einen Schurkenstreich,“ dachte er, „und ziehe vielleicht ein Verbrechen an das Licht! diese Papiere mir anzueignen ist eine That der Vorsicht und der Pflicht. Claudia, wärst Du nicht die Enkelin des reichen Mannes, der sein Vermögen durch Verbrechen erworben! Ist sie deshalb weniger tugendhaft und schön? Ich muß sie lieben, und wäre ihr Versorger ein Mörder!“

Der Diener mußte ihn wecken, als die bleiche Herbstsonne durch die Fenster schien.

3.

Der Oberförster, Hans Freiberg, öffnete die Thür seines Zimmers und rief den Bedienten. Gottlieb kam so rasch, als es ihm sein Alter gestattete; er hatte Furcht vor dem groben Gaste.

„Ist Herr Starke schon zu sprechen?“

„Nein, Herr!“

„Wann kann es geschehen?“

„Der Arzt ist bei ihm; mein armer Herr hat eine schlechte Nacht gehabt. Vielleicht gegen Mittag. . . ich werde fragen.“

„Halt! Sage er meinem Freunde, ich würde zu Tische wieder hier sein.“

„Gut, Herr!“

„Wann wird gespeist?“

„Um zwei Uhr.“

Der alte Herr steckte den Hirschfänger in den glänzenden Gürtel, den er über der grünen Uniform trug. Dann mußte Gottlieb ihm helfen den Pelzrock anziehen.

„Starke ist krank?“ fragte er noch einmal.

„Sehr krank, Herr! Der alte Mann hat einen gebrechlichen Körper.“

„Melde Er dem alten Manne, daß ich ihn bitten lasse, er möge sich entschließen . . . wozu, weiß er schon. Adieu!“

Hans Freiberg verließ das Haus, dessen Thür Gottlieb hinter ihm schloß.

„Er kommt wieder!“ murmelte verdrießlich der Bediente. „Ginge er doch direct in seinen Wald, wohin er gehört.“

Der Oberförster schritt rüstig durch die Straßen und erreichte nach einer Viertelstunde das Hotel, in dem er abgestiegen. Sein Reitknecht stand in der Thür.

„Fritz, Du hast doch die Pferde wohl gepflegt?“

„Ja, Herr Oberförster. Es ist gut, daß Sie kommen.“

„Warum denn?“

„Eine Dame hat nach Ihnen gefragt.“

Der alte Herr stutzte.

„Eine Dame? Ich erinnere mich nicht, in der Residenz Damenbekanntschaften zu haben.“

„Hier ist die Karte.“

Der Oberförster las: „Marie Hermann.“ Unter dem Namen stand mit Bleistift geschrieben: „Schloßstraße 11, erste Etage.“

„Was noch?“ fragte Hans, dem dieser Name völlig fremd war.

„Die Dame läßt Sie dringend bitten, sogleich zu ihr zu kommen; es wäre in einer für Sie wichtigen Angelegenheit . . .“

„So muß ich später meinen Sohn auffuchen. Ist die Dame alt oder jung?“

„Nicht jung, nicht alt; aber sie war vornehm gekleidet und hatte eine Droschke. Sie fragte erst den Wirth, dieser wies sie an mich. Da habe ich ihr denn gesagt, daß mein Herr bei einem Freunde wäre, den ich nicht kenne. Wie es schien, hatte sie es sehr eilig.“

„Sonst nichts?“

„Nein.“

„Laß Dir nichts abgehen, Fritz; wann ich zurückkomme, weiß ich nicht.“

Hans Freiberg ging nach der Schloßstraße, die nicht weit von dem Hotel lag. Die bezeichnete Nummer befand sich an einem der schönsten Häuser in der Straße. Ein Balcon mit Eisengeländer schmückte den ersten Stock. Die große Thür war geöffnet. Man sah auch die hohe, gewölbte Hausflur, die zugleich eine Einfahrt zu dem weiten Hofe bildete. Die Einrichtung

des Gebäudes war eine vortreffliche. Noch wunderte sich der alte Herr über die seltsame Einladung, als aus einem Wagen, der hinter ihm hielt, ein Mann stieg, der ihn überrascht ansah. Dieser Herr, ebenfalls ein Greis, war einer der gesuchtesten Aerzte der Stadt.

„Freiberg!“

„Doctor!“

Diese beiden Rufe folgten rasch nach einander. Die ersten Begrüßungen waren bald vorüber und der Arzt fragte, wen der Waidmann suche. „Eine Madame Marie Hermann,“ war die Antwort, „vielleicht auch ein Fräulein. Kannst Du mir Auskunft geben? Sie hat mich eingeladen.“

„Lady Marie Hermann wohnt in diesem Hause!“ murmelte der Arzt. „Und sie hat Dich zu einem Besuche eingeladen?“

„Sonst würde ich nicht zu ihr gehen. Ich habe nie ihren Namen gehört, und da Du sie eine Lady nennst, ist meine Neugierde um so größer . . . Was weißt Du von ihr?“

„Nicht viel. Sie wohnt seit vier Wochen in diesem Hause, muß sehr reich sein und lebt wie eine Einsiedlerin. Ich bin ihr Arzt und will so eben zu ihr.“

„Ist sie krank?“

„Darauf kann ich nur antworten: sie ist eine vornehme Engländerin, wenn auch der Name deutsch klingt. Begleite mich und sieh' Dir die Dame an.“

Ueber eine breite Treppe kamen Beide in den ersten Stock, wo der Doctor eine Glocke zog. Eine alte, sauber gekleidete Frau öffnete und führte die Gäste in einen Salon, der dem großartigen Aeußern des Hauses entsprach.

„Du kennst wirklich die Lady nicht?“ fragte noch einmal der Arzt.

„Nein! Die Ungebuld verzehrt mich; wenn die Frau nur nicht lange auf sich warten läßt.“

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

(Wer zuletzt lacht, lacht am besten.) Das ist wohl ein gar altes Sprüchwort und mag schon millionenmal seine Anwendung gefunden haben; so ging es auch einst dem Kurfürsten von Mainz und Erzkanzler des heiligen römischen Reiches, Emmerich Joseph, Baron von Breitbach-Burresheim, der 1763 zur Regierung gelangte und 1774 starb. Von ihm erzählt man folgende ergötzliche Geschichte. Er soll bei seinen ehemaligen Untertanen und deren Nachkommen noch als ein leutseliger

und freundlicher Herr in gutem Andenken stehen; dagegen stand er sich mit seinem Amtsbruder, dem Bischof von Speyer, um so schlechter, und da zu jener Zeit die Streitschriften theologischer und politischer Art so recht an der Tagesordnung waren, so gingen dieselben zwischen ihnen hin und her und dies setzte immer mehr böses Blut, besonders bei Emmerich Joseph, da der Bischof von Speyer, ein Reichsfürst von Limburg-Styrum, rechtskundig und geschickter war als der ganze Mainzer Hof sammt Kanzlern und Räten. Deshalb war ihm jede Gelegenheit willkommen, den Bischof zu ärgern, und es freute ihn sehr, als ein Archivar eine unzweifelhafte Urkunde auffand, durch welche die Verpflichtung des Bischofs von Speyer, am Charfreitage im erzbischöflichen Schlosse zu Mainz das Tischgebet zu sprechen, dargethan wurde. Zwar war diese Verpflichtung im Laufe der Zeit mit dem Tischgebet, mit dem Gebet überhaupt, in Vergessenheit gekommen; da aber die Urkunde echt war, so konnte sich keine bessere Gelegenheit finden, den Bischof von Speyer zu demüthigen. Da nun die Osterzeit nahe war, so erging sofort ein Schreiben an ihn, in welchem er mit scharfen Worten über seine Versäumnis hergenommen und auf nächsten Charfreitag nach Mainz zur Verrichtung des Tischgebets gefordert wurde.

Statt einer Weigerung, wie man erwartet hatte, lief bald von dem geschichtskundigen Bischof ein Schreiben ein, worin die Verpflichtung anerkannt und erklärt wurde, er werde rechtzeitig derselben genügen und in Mainz erscheinen. So wurde denn, um die Demüthigung des Bischofs recht vollständig zu machen und in recht weiten Kreisen bekannt werden zu lassen, auf den heiligen Tag eine große Gesellschaft selbst von weither geladen. Küchen- und Kellermeister mußten ein lucullisches Mahl herrichten und den Gästen wurde triumphirend verkündet, was sie außer Speise und Trank noch zu erwarten hätten.

Als die Tafeln zum Biegen mit Speise und Trank, und zwar nicht mit Fastenkost — der Kurfürst dispensirte sich als Erzbischof gern von den Fastengesetzen — bedeckt waren und die Gäste erwartungsvoll dasaßen, öffneten sich die Pflanzthüren des Speisesaales und herein trat, von seinem Kaplan begleitet, in einfachem Hausornate, in ernster, gemessener, würdiger Haltung der Bischof von Speyer, grüßte ernst und stumm rechts und links und trat an den ihm angewiesenen Platz. War auch mancher der Gäste zu Spott und Schadenfreude aufgelegt, über Kurfürst Emmerich Josephs Gesicht flog etwas wie Besorgniß und Reue. Mit ergreifenden, salbungsvollen Worten, mit hohem Schwunge des Geistes und mächtiger Glaubensfreudigkeit sprach der Bischof das Gebet, das einen großen, nicht zu bewältigenden Einfluß übte, selbst auf Gemüther, die gewiß nicht in Gebetsstimmung an die Tafel getreten waren. Aber diese Stimmung schwand natürlich schnell wieder und gab der früheren höhnischen und schadenfrohen auf's Neue Raum, als der Kurfürst seinen geistlichen Bruder nach Beendigung des Gebets nicht zu Tische einlud, sondern ihn alsbald wieder mit einer kalten, stolzen Handbewegung nach der Thür hin verabschiedete.

Solch absichtliches Verhöhnern und Kränken, solche recht

raffinirte neue Demüthigung und Beleidigung schien der Bischof von Speyer gar nicht zu bemerken; denn nach dem feierlichen Gebet und Amen drehte er sich ebenso feierlich herum und verließ mit seinem Kaplan, ohne rechts oder links Jemand anzusehen oder zu grüßen, eben so ruhig und gemessenen Schrittes den Speisesaal, wie er ihn betreten hatte. — Als einfachen Wanderer sah man ihn rasch die Straßen der Stadt gegen das Neuthor hin durchschreiten und durch dasselbe den Augen der Nachblickenden entschwinden.

Der Streich war gelungen. An den Tag, den man beging, an das Gebet dachte man nicht. Mit Wort und Wein wurde der Sieg gefeiert und bis zum Dessert des mehrstündigen Mahles waren Alle, namentlich der Kurfürst, voll der besten Laune, der ausgelassensten Fröhlichkeit. Da mit einem Male verblüffte sich die Miene des splendiden Gastgebers, und sein Auge ließ solche Verlegenheit und solchen Verdruß blicken, daß auch die Gäste verstummten und einander fragend anblickten. Endlich erfuhr man den Grund der veränderten Stimmung. Der Hofmarschall hatte seltsame Kunde gebracht. Vor dem Thore, so hatte ihm soeben ein Herold gemeldet, halte ein stattlicher Zug von hundert Pferden, an der Spitze der Reichsfürst von Limburg-Styrum, auch Bischof von Speyer. Der lasse dem Kurfürsten, Herrn Emmerich Joseph, auch Erzbischof von Mainz, vermelden, daß er am Mainzer Hofe Osien zu halten gedenke. Er versehe sich sammt seinem Gefolge nach Reichsgebrauch einer gastlichen Aufnahme. Das hieß doch rasch Trumpf nachgepielt, das war die bitterste Rache mit der teuflischsten Miene, insbesondere für Einen, dessen glänzende Hofhaltung eine glänzende Bewirthung zur Pflicht machte, dessen glänzende Hofhaltung aber auch eine fortwährende Ebbe in den Kassen verursachte.

Aber was war zu machen? Natürlich nichts, als gute Miene zum bösen Spiel. Indessen einstweilen, ehe der fürstliche Gast erschien, war ein langes Gesicht noch erlaubt und das natürlichste von der Welt. Dann wurde die Tafel aufgehoben; die Gäste merkten, wieviel die Uhr geschlagen und entfernten sich stillschweigend. Die obersten Hofchargen wurden befehligt, in Gala dem lieben Nachbar und Colleggen entgegen zu reiten und ihn feierlich einzuholen, während ein neues Mahl im Schlosse zugerichtet wurde. In reichstem fürstlichen Schmucke und an der Spitze eines glänzenden Gefolges, dem noch ein Troß von Reitknechten mit edlen Rossen folgte, und unter dem Zujuchzen des Volkes, geleitet von den Würdenträgern des kurfürstlichen Hofes, zog der Reichsfürst von Limburg-Styrum, auch Bischof von Speyer, in die Stadt Mainz ein. Sein Gesicht strahlte von Heiterkeit und daneben war ein schalkhafter Blick in den Augen nicht zu verkennen.

An der Schloßstreppe stand im Hausornate der Kurfürst und Erzbischof Emmerich Joseph und verbarg seinen Ingrimm, so gut es gehen wollte, in einem süßen Gesicht, aber kaum hielt seine Fassung aus bei dem unabsehbaren Zuge, und schwere Seufzer rangen sich zwischen den Worten des Willkommen aus seiner Brust.

Bereitwillig setzte sich der Bischof zu Tische; ihm und sei-

nen Begleitern schmeckten die wohlbereiteten Gerichte trefflich, noch trefflicher die kurfürstlichen Weine nach dem scharfen Nitte in der frischen Märzluft. Der Kellermeister ließ dem Erzbischof sagen: „Wenn Die acht Tage hier bleiben, dann ist's gut, daß der Rhein vor Mainz fließt, denn dann müssen wir Wasser trinken wie das liebe Vieh!“

Das war eine Kunde, welche dem Kurfürsten und all' seinem Gesinde unangenehm klang. Aber die Gäste merkten nichts davon oder wollten vielmehr nichts davon bemerken. Namentlich war der Bischof die Liebenswürdigkeit selbst, als sei zwischen ihm und dem Kurfürsten nie ein hartes Wort gefallen, als seien sie seit langen Jahren die besten Freunde.

Um so schwerer wurden die acht langen Tage Herrn Emerich Joseph. Doch er bezwang sich, bezwang sich sogar, als endlich beim Abschiede der Gast freundlich erklärte: er werde auch in Zukunft alljährlich, wenn es seine erzbischöflichen Gnaden heischten, erscheinen, um das Tischgebet zu halten, dann aber auch jedesmal den Reichsfürsten von Limburg-Styrum nebst stattlichem Gefolge mitbringen, und das um so lieber, da die Bewirthung eine so köstliche gewesen sei und der Kurfürst-Erzbischof seine Gastfreundschaft verschwenderisch geübt habe. Daß jedoch weder das Eine noch das Andere jemals wieder begehrt wurde, braucht wohl kaum bemerkt zu werden. F.

(Ein kleines Aniproquo.) Barilli war während des ersten Kaiserreichs ein berühmter Bassomiser an der italienischen Oper in Paris, der bei Napoleon I. in großer Gunst stand. Er hatte vom Kaiser einen zweimonatlichen Urlaub erhalten, um einige Familienangelegenheiten in Italien zu ordnen und war eben auf dem Rückwege nach Paris begriffen. Die Kälte war ziemlich scharf und zu der Reise über den Mont Cenis, die dazumal noch etwas länger währte als heute, hatte Barilli sich mit einer rothen Mütze, welche weit über die Ohren herabreichte, ausgestattet. In Lyon angekommen quartierte er sich im Hotel de l'Europe ein, um dort einige Tage von den Strapazen der Reise auszuruhen. Er fragte, um wie viel Uhr souper würde.

„Monseigneur,“ erwiderte ihm die Bestzerin des Hotels, „wir haben keine andere Stunde als die, welche Ihnen gefällig sein wird. Befehlen Sie und man wird Ihnen in Ihrem Zimmer serviren.“

„Aber ich bin nicht im Stande, so bedeutende Ausgaben zu machen, die Table d'hôte genügt mir.“

„Wir wissen wohl, daß Jemand, der genöthigt ist, sein Vaterland zu verlassen, sich in genirter Lage befinden kann. Trotzdem fühlen wir uns jedoch sehr geehrt und beglückt durch Ihren Besuch. Der Himmel selbst sendet Sie zu uns. Beunruhigen Sie sich in keiner Weise über die Ausgaben. Man führe Monseigneur in das Zimmer, welches gewöhnlich die durchreisenden Gesandten bekommen.“

Barilli ließ sich führen und erhielt ein ausgezeichnetes Souper nebst delikaten Weinen. Die klassischen Raccaroni, Kapau mit Trüffel und die beliebten Ravioli waren nicht vergessen. Das ganze Mahl war nach italienischer Weise hergerichtet. Barilli kam sich vor wie in einer komischen Oper;

um jedoch die Leute nicht länger im Unklaren zu lassen, sagte er nochmals:

„Ich bin nicht das, was Sie glauben, sondern blos ein Sänger, der in Paris als Bassbuffo engagirt ist.“

„Bitte, Monseigneur, wir wissen Alles. Es ist natürlich, daß Sie als Verfolgter zu einer unschuldigen Verstellung die Zuflucht nehmen.“

„Nun, so muß ich mir es denn gefallen lassen,“ entgegnete Barilli.

Er blieb noch längere Zeit in Lyon und ließ sich im Hotel auf alle Weise fetiren, ohne daß es ihn einen Sou kostete.

Der Papst befand sich damals gerade in Savonne und viele der Kardinäle, welche nach dem südlichen Frankreich verbannt worden waren, hatten ihren Weg durch Lyon genommen. Das rothe Varet und der italienische Accent hatten den Bassisten in den Augen der Wirthin um jeden Preis zu einer Eminenz gestempelt und er konnte sich dies schon gefallen lassen. F.

(Was sich liebt, das neckt sich.) Das ist wohl recht schön gesagt, aber zuweilen mag doch das Necken etwas unangenehm werden, selbst aus dem Munde einer Geliebten. Niemand ist stärker darin als die Französinen — eine Deutsche untersteht sich dies schon seltener — die durch ihre Liebenswürdigkeit bekannten Französinen wissen aber selbst ihren Geliebten darin auf eine Weise mitzuspielen, die manchmal die Geduld eines Engels erschöpfen könnte. Geben wir einmal ein kleines Beispiel nach einer französischen Schilderung.

Paul kniet eben vor seiner Angebeteten, indem er sie voll schwärmerischer Begeisterung betrachtet; endlich bricht er in die Worte aus:

„O, meine Leonie, wie schön bist Du!“

„Findest Du das wirklich?“

„Jeden Tag mehr und mehr.“

„Neige doch Deinen Kopf ein bißchen mehr herunter.“

„Warum denn, mein süßes Lieb?“

„Weil ich Dir ein häßliches weißes Haar ausreißen möchte, was ich hier dicht an der Schläfe bemerkte . . . Ach, mein Gott!“

„Was ist Dir denn?“

„Ich sehe nicht blos ein einzelnes weißes Haar, sondern einen ganzen Strähn.“

„Laß doch das und sprechen wir von etwas Anderem.“

„Ja, denn ich würde so nicht damit fertig werden . . . Du sollst Dir diese Haare wirklich ausreißen und färben lassen.“

„Zu was denn? Hängt Deine Liebe etwa von einem weißen Haare ab?“

„Eins? . . . Du bist sehr bescheiden.“

„Nun, so sagen wir tausend, mein Engel, aber schweigen wir jetzt davon und laß mich Dir lieber sagen, wie unendlich ich Dich liebe! Weißt Du, meine Einziggeliebte, und wenn Du mein Leben verlangtest, ich würde nur zu glücklich sein, es für Dich hinzugeben!“

„Und wenn ich Dich blos hätte, Dir die Haare färben zu lassen, würdest Du es thun?“

„O, wie kößhaft bist Du!“

„Nein, ich bin gewiß nicht böshaft, aber diese abscheulichen weißen Haare geben Dir ein so ehrwürdiges Aussehen, daß die Liebe dadurch erkalten muß.“

Jetzt war Paul auf dem Punkte, ernstlich böse zu werden.

„Aber, Madame, ich hatte sie auch schon vor vierzehn Tagen, und dennoch würdigten Sie mich Ihrer Liebe . . .“

„O, vor vierzehn Tagen hattest Du deren aber weit weniger.“

„Nun, dann macht das Glück alt.“

„Ein schönes Resultat!“

„Leonie, es ist nicht Liebe, was ich für Dich hege, es ist Abgötterei! . . . Du lächelst? Wäre ich so unglücklich, daß Du an meinem Herzen zweifeln könntest?“

„O nein, mein Paul . . . Ich dachte bloß darüber nach, wie alt Du wohl ungefähr sein könntest.“

„Aber ich bitte Dich, mein Engel!“

„Nun, was ist da weiter? Du kennst ja mein Alter, ebenso gut habe ich das Recht, das Deinige zu erfahren.“

„Nun, so denke, ich sei sehr alt . . . neununddreißig Jahre.“

„O, der Zahl Neun mißtraue ich entschieden, man wendet sie gewöhnlich an, um den nachfolgenden Zehner zu umgehen.“

„Aber, Madame, diese Beharrlichkeit wird verlegend.“

„Sprechen wir nicht mehr davon, lieber Freund.“

„Ja, zu was sollen wir in unsere Liebesworte solche . . . solche unangenehme Fragen mischen?“

„Lieber Paul, Du hast eine Weste an, die Dir sehr gut steht.“

„Bindest Du das wirklich, mein Engel?“

„Zieht sie sich aber nicht etwas zu sehr herauf?“

„Ich weiß es nicht.“

„Ach, ich sehe warum. Paul, Du wirfst zu dick; mein Paul, Du scheinst entschieden zum Embonpoint hinzuneigen.“

„Ich?“

„Ja, sieh, Du kannst die Weste herunterziehen, sobald Du willst, sie zieht sich bei der geringsten Bewegung doch wieder hinauf.“

„Sie thun, als ob ich einen kolossalen Umfang hätte.“

„Pfui doch! Ich finde bloß, daß das Glück Dir gut bekommt.“

„Ich weiß nicht, was Du heute hast, Leonie; aber man sollte glauben, Du hättest es Dir extra zur Aufgabe gemacht, mich zu ärgern und zu necken.“

„Was Du mir für einen schlechten Charakter zutraust — bloß, weil ich Dein liebenswürdiges Embonpoint hervorhebe.“

„Nein, aber . . .“

„Oder ist es etwa meine Schuld, wenn ich bemerke, daß Du grau wirst?“

Jetzt wird Paul wüthend, seine Geduld ist zu Ende; zum Aeußersten getrieben, nimmt er seinen Hut und geht mit äußerst würdevoller Miene bis an die Thür.

„Du willst mich verlassen, böser Mensch?“

„Ich gehe, Madame, um mir die Haare färben zu lassen und einen Gürtel zu kaufen.“

„Mein Gott, so geh', ich halte Dich nicht zurück.“

„Nein, aber warum marterst Du mich heute mit Deinen unzähligen Nadelstichen?“

„Gehörst Du nicht mir? Bist Du nicht mein Gut, mein Eigenthum, die Hälfte meiner Seele? Und kann ich, darf ich, mit so vielen Anrechten auf Dich verfahren, nicht einmal aufrichtig mit Dir sprechen?“

„O sprich, geliebter Engel! Sprich!“

„So knie erst hier vor mir nieder und bitte mich um Verzeihung!“

„Verzeihung für alle meine Liebe, o meine Leonie! Verzeihung dafür, daß ich Dich Gott vorziehe! Verzeihung, daß ich nur Dich, Dich allein sehe und liebe in der ganzen weiten Welt! Daß ich nur für Dich lebe, nur um Dich anzubeten und zu vergöttern! Sprich ein Wort, und ich tödte mich zu Deinen Füßen . . . Du lächelst, glaubst Du mir etwa nicht?“

„O, doch . . . aber ich dachte an etwas Anderes.“

„An was? Sage es mir, ich beschwöre Dich!“

„Du würdest bloß wieder auf's Neue böse über mich werden.“

„Du weißt wohl, daß mir das unmöglich ist . . . Nun?“

„Nun gut, ich dachte bei mir, daß ich erst zweiundzwanzig Jahre alt bin, und . . .“

„Und was denn?“

„Und daß Du also beinahe mein Vater sein könntest.“

Nun hielt es Paul doch nicht länger aus, sondern stürzte voll Zorn zur Thür hinaus. F.

(Eine Falle für Taschendiebe.) In Mailand versammelte sich kürzlich eine bedeutende Menschenmenge um einen jungen Mann, der in's Gefängniß abgeführt wurde und dessen eine Hand in einer eisernen Falle steckte, die ihm lebhaften Schmerz zu verursachen schien, wenigstens nach seinem Geschrei und seinen kläglichen Bitten an die Polizisten zu schließen. Der Erfinder dieses Instruments, um die Taschendiebe wie in einer Mausfalle zu fangen, ist ein Herr Andrea Barisco. Man steckt die Falle, die keinen großen Raum einnimmt, mit Leichtigkeit in eine Paletottasche und die Hand des Diebes bleibt darin stecken, ohne daß er sich davon befreien kann.

Signor Barisco machte eben seine erste Probe mit der Erfindung; er steckte das Instrument in die Tasche, begab sich auf einen der belebtesten Plätze, und als er dort ein verdächtig erscheinendes Individuum bemerkte, nahm er die Miene eines unerfahrenen Landbewohners an, stellte sich vor einen Bildersladen, zog eine kostbare Dose aus der Tasche, schnupfte behaglich eine Priße und steckte die Dose wieder ein. Bald darauf stellt sich neben ihn ein junger Mensch, anscheinend ebenso in das Betrachten der Bilder versunken; in einem Augenblick läßt er die Hand mit größter Gewandtheit in die Tasche seines Nachbarn gleiten und wollte ebenso schnell wieder herausfahren, aber ach! er war gefangen. Zwar versuchte er mit der Hand in der Falle fortzulaufen, aber vergebens. — F.